

Roland Reuß

Wer hindert wen woran?

Die digitale Edition und das gedruckte Buch

Eine Reflexion auf die Schattenseiten der Digitalisierung im Bereich der editorischen Tätigkeiten kann nicht darauf abzielen, einen Prozess, der ohnedies läuft und bereits tief greifende Spuren hinterlassen hat, gleichsam per Dekret rückgängig zu machen. Es kann aber umgekehrt auch nicht darum gehen, der zunehmend präpotenter sich gebenden Anmaßung einfachhin zu huldigen, durch Einsatz von Technik alles – insbesondere das ökonomische Problem von Editionen –, wie man so sagt: lösen zu können. Die oftmals durch Akkomodationsnotwendigkeit (Karriere machen) und dann auch -lust (*überzeugt* Karriere machen) geprägten kompromisslerischen Verlautbarungen, die uns versichern, es sei alles nicht so schlimm und die Änderung der Techniken eine anthropologische Konstante, verfehlen die Schärfe des Problems und sind fast noch unerträglicher als die Heilsversprechen der bekennenden digitalen Eiferer, die zunehmend auch Bewiligungsausschüsse besetzen.

Tatsächlich erklingt in den lauwarmen Analysen, die alles, nur den Konflikt nicht ertragen, einzig die gleichgültige Begleitmusik (Akklamation als Grundrauschen) zu einer Veranstaltung, die auf einer anderen Bühne (der politischen) und nach ihren eigenen Gesetzen (politischen eben) spielt. Man kann die Frage nach dem Einfluss der Digitalisierung mit Blick auf die drei Fragerichtungen analysieren, die mit jeder Edition gegeben sind. Es gibt einen Referenzaspekt (wie sachadäquat verhält sich eine Edition zu der Überlieferung, die sie vermitteln soll?), einen Rezeptionsaspekt (für wen werden Editionen hergestellt?) und einen Produktionsaspekt (wie werden Editionen hergestellt?).

Alle drei Aspekte wirken, wie nicht anders zu erwarten, in diesem Feld ineinander, was freilich nicht heißt, dass die einzelnen Fragerichtungen nicht unterschieden werden, gar auf eine zurückgeführt werden könnten. Einspruch und Widerstand wird dort notwendig, wo versucht wird, vonseiten jenes Faktors, den man am wenig-

sten genau bestimmen kann – nämlich die prospektive Rezeption –, das ganze Geflecht zu kontrollieren. Die Edition zur Festlegung auf sogenannte standardisierte Beschreibungs-→Sprachen und à la longue zum Verzicht auf das Buch zu zwingen, das ist, mag es noch so harmlos klingen und sich als Advokatur zukünftiger digitalisierter Generationen tarnen, ein Versuch der technokratischen Machtübernahme, der darauf abzielt, die Zukunft der Edition (dies Wort hier auf die je einzelne Anstrengung und die artikulierteste Äußerung von Philologie im Allgemeinen sich erstreckend) zu dominieren. Der Sache nach muss es so bleiben, dass die Philologie die Technik bestimmt, nicht umgekehrt. Im Umkreis dieser an sich selbstverständlichen, neuerdings aber infrage gestellten Forderung (mal versteckt, mal unverhohlen) gestatte ich mir hier einige streitbare Bemerkungen.

Unbestritten ist moderne Edition in allen ihren Produktionsaspekten ohne Digitalisierung nicht zu denken. Das beginnt bei der Eingabe von Transkriptionen und der Handhabung von digital angeliefertem Bildmaterial und endet mit professioneller Bildbearbeitung und dem Satz in einem DTP-Programm. Die Editionen, die Peter Staengle und ich seit nunmehr über 20 Jahren vorlegen, wären ohne den Einbezug digitaler Technik nicht denkbar, denn anders als konventionellere Typen von Ausgaben sind Faksimile-Editionen mit diplomatischer Umschrift darauf angewiesen, dass die Herausgeber die Transkriptionen selbst setzen können. Eine adäquate Darstellung der Befunde ist ohne die Fähigkeit, den topographischen Stand des Transkribierten auf der jeweiligen Seite relational korrekt typographisch zu realisieren, ausgeschlossen. Der Editor muss neben seinen philologischen Fähigkeiten zugleich Typograph, Setzer und Bildbearbeiter sein. Die substanzielle Rolle, die der Computer bei der Herstellung der Edition spielt, besagt freilich noch gar nichts darüber, welche Gestalt das Endprodukt



einer editorischen Tätigkeit haben soll. Aus wahrnehmungsphysiologischen Gründen wird, wie ich an anderer Stelle dargelegt habe, für die Darstellung handschriftlicher Überlieferung (und weitgehend auch für die typographischer) das dreidimensionale Buch (und nicht der zweidimensionale Bildschirm) das angemessene Zielprodukt bleiben.* Ausgaben von Handschriften, die nur auf eine sogenannte Bildschirmpräsentation zugeschnitten sind, lassen sich a limine nur anschauen, anstaunen, anstarren, nicht studieren – abgesehen davon, dass eine standgenaue und auf Erfassung von Zusammenhängen hin optimierte Umschrift innerhandschriftlicher Verhältnisse mit den Mitteln herkömmlicher Browser strukturell unmöglich ist (Arbitrarität der Schriftwahl und -verwendung beim Benutzer).

Es gibt jedoch noch andere Gründe, auf das Buch als Primärmedium zur Veröffentlichung von Editionen zu setzen. Die Tatsache, dass sich das Buch, bezieht man die mittelalterlichen Codizes ein, als Langzeitträger von Text einem mittlerweile mehr als tausendjährigen Praxistest unterzogen und ihn glänzend bestanden hat, gehört ebenso hierher wie der Umstand, dass die Archivierung von Büchern zwar Platz, aber nicht die andauernde Zuführung von elektrischer Energie benötigt (beginnend bei den Bedingungen des Lesens am Schirm und endend beim leidigen Thema des archivalischen Umkopierens in the long run). Niemand, der ein oder zwei – und manchmal noch mehr – Dezennien an einer Edition arbeitet, kann, intaktes Selbstbewusstsein vorausgesetzt, motiviert der Perspektive entgegensehen, die Produkte langjähriger Erudition einem so unsicheren Medium, wie es das digitale ist, zu überlassen. Die philologische Forschung erzeugt tendenziell Produkte mit anderen Halbwertszeiten als die Medizin oder die Physik, und es lohnt sich sehr wohl, dafür zu kämpfen, dass auch spätere Generationen von ihnen Gebrauch machen können. Eine Sophokles-Ausgabe aus der Druckerei des Henri Estienne ist heute noch wissenschaftlich von Bedeutung (und man braucht, um sie zu lesen, nur Tageslicht), eine Arbeit zur Medizin oder Physik aus derselben Zeit (um 1500) ist nur noch historisch von Belang. Deshalb ist es allemal ratsam, darauf zu insistieren, Dokumente geisteswissenschaftlicher Bedeutung primär mittels des analogen Mediums Buch über die Ausdehnung der Zeit weiterzugeben. Es ist – ein Gemeinplatz, dessen Geltung immer wieder eingelöst werden muss – von kardinaler Bedeutung für die Konservierung und Erzeugung von Wissen.

Auf einen weiteren Gesichtspunkt der Bedeutung des Buches als ausgezeichnetem Medium der Edition möchte ich vor allem darum eingehen, weil seine Darstellung in der öffentlichen Diskussion darunter leidet, dass diese, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sich willfährig einem krämerischen Zeitgeist unterworfen hat (als sei das herkömmliche Konservieren von Produkten geistiger Beschäftigung per se ungeil, weil teuer). Er wird bedauerlicherweise von Direktiven gelenkt, die ohne Reflexion auf Folgen und destruktive Implikate Geltung beanspruchen. Die Rede ist von der Ökonomie.

Paradoxerweise ist das Buch nämlich gerade deshalb das beste Medium nicht nur der Langzeitarchivierung von Editionen, sondern auch ihrer Qualitätskontrolle, weil bereits seine unmittelbare Herstellung eine Menge Geld kostet. Editionen kommen – glücklicherweise – immer noch als Produkte eines Zusammenspiels staatlicher und privatwirtschaftlicher Investitionen auf den Markt. Sieht man einmal von den Fällen ab, in denen schon zuvor durch einen die Auflage deckenden Druckkostenzuschuss die Bedeutung des Verlags als Risikoträger marginalisiert wird, ist die Rolle des Verlags die eines risikofreudigen Investors (das Wort ›Verleger‹ kommt denn auch tatsächlich vom ›Vorstrecken‹, ›Vorschuss zahlen‹), der für den Misserfolg einer bei ihm erscheinenden Edition die Haftung unmittelbar durch einen finanziellen Ausfall übernehmen muss. Dieser Zusammenhang, der umso offensichtlicher hervortritt, je langfristiger eine Edition geplant und je stärker die Selbstverpflichtung aller Beteiligten ist, einmal Begonnenes durch reflexive Verbesserung einem optimalen Abschluss zuzuführen, hat verschiedene Implikate.

Seriöse Verlage hatten von jeher ein starkes Eigeninteresse daran, die bei ihnen erscheinenden Produkte kontinuierlich einem sorgfältigen kritischen Verfahren zu unterziehen. Das Image eines auf Editionen spezialisierten Verlags hängt direkt mit den wertenden und richtenden Rückmeldungen der interessierten allgemeineren Öffentlichkeit und der spezielleren Fachöffentlichkeit zusammen. Ein teures Buchprodukt qualitativ nicht auf das Finish hin zu optimieren, wäre betriebswirtschaftlich Suizid. Das bedeutet aber nicht nur, dass verlagsintern verschärft von professionell prüfenden Dritten auf Vermeidung von Fehlern geachtet wird, sondern auch und vielleicht vor allem, dass durch Reflexion auf materiale und formale Eigentümlichkeiten des Darzustellenden



eine angemessene äußere Form für die Vermittlung der wissenschaftlichen Resultate gesucht wird – und dies nicht von Leuten, die zwar den Unterschied zwischen TEI und XHTML kennen, nicht aber den zwischen einem Apostroph und einem einfachen Abführungszeichen. Gegenüber den Qualitätsmaßstäben der typographischen Ästhetik und Verarbeitung, die etwa – ich greife ein willkürliches Beispiel heraus – in die Hellingrath'sche Hölderlin-Ausgabe eingegangen sind, erscheinen – ich greife ein weniger willkürliches Beispiel heraus – die sogenannten Literaturportale als eine Pforte des Grauens, gerade gut für das Event einer Eröffnung (»wir sind im Netz«), eodem actu, aber reif für den Orcus.

Ein Verlag, der will, dass seine Produkte gekauft werden, und dabei auf seinen Ruf (als sein eigentliches Kapital) bedacht ist, muss notwendigerweise auch auf die Ergonomie seiner Produkte achten; die Betreiber eines staatlich subventionierten Servers brauchen auf solche scheinbaren Quisquilien keine Rücksicht zu nehmen (und so sieht es denn auch häufig aus). Dass die Ästhetik einer Ausgabe eine essenzielle Bedingung für die rasche und adäquate Apperzeption von deren Gehalt ist, kann als eine zentrale Erfahrung aller publizierten Editionen des neuzeitlichen Buchwesens gelten. Portalplaner, die der ungebildeten Auffassung sind, das in den gelungensten Exemplaren der Gattung waltende typographische Dispositiv links liegen lassen zu können, haben davon keinen Schimmer. Ein Blick in eine Aldine würde genügen, um zu begreifen, was damit an Wissen über die Darstellung von Erkenntnis ignoriert wird. Gegenüber der menschlich leibhaften Gestalt eines Buches wirkt jede Internetpublikation wie Cybrid von Untoten.

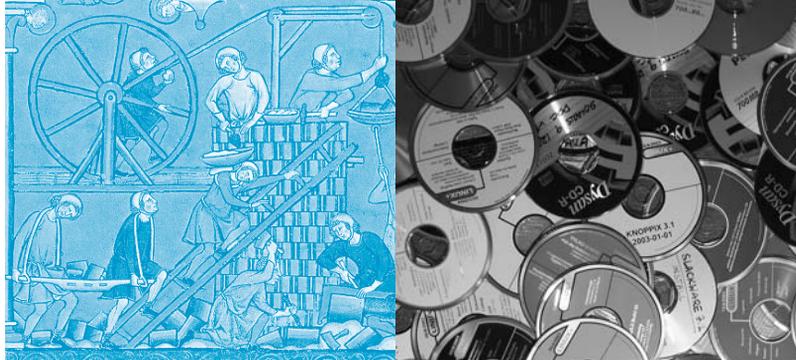
Die über das Medium Buch gegebene Anbindung an die Welt der Objekte (mit ihren Fristen und Grenzen und Unwiderruflichkeiten) hat einen weiteren Vorteil gegenüber den virtuellen Objekten der Digitalisierung. Was einem häufig als segensreiche Entwicklung angepriesen wird – die stete Verbesserbarkeit und Ergänzbarkeit –, ist häufig nichts anderes als die erschlichene perennierende Lizenz zu schlampern, die durch und durch angstbestimmte Haltung, an keinem Punkt wirklich Ernst machen zu müssen – mit dem Resultat realer Unbrauchbarkeit für den wirklichen Leser, den Liebhaber genauer Lektüre sowie den ernsthaft studierenden Wissenschaftler.

Jeder, der in unserem Metier tätig ist – auch und gerade, wenn er viel mit dem Computer arbeitet –, weiß genau,

dass der Wille zur Genauigkeit und Konsistenz sich exponential vor einem Drucktermin zuspitzt. Die Tatsache, dass nach dem Tag der Veröffentlichung mit Bezug auf das konkrete Buch, die konkrete Edition, nichts mehr zu ändern ist (das Produkt ist dann geboren, »in der Welt«), führt überhaupt erst dazu, dass das in wissenschaftlicher Arbeit Hergestellte publikationsfähig und -würdig wird. Die Qualität und Zuverlässigkeit der überlieferten wirkungsmächtigen Editionen ist darum ohne die Existenz der Deadline eines Drucktermins und ohne die von den Verfechtern der billigen Variante als wegzurationalisierender altmodischer Luxus belächelten Dienstleistungen des Druckprozesses, wie Andruck und Bogenabzug, nicht zu denken.

Wer diesen Prozess kennt, weiß, dass man bestimmte Fehler überhaupt (und das heißt gewissermaßen: systematisch) erst dann sieht, wenn man die Fahnen in der Hand hat und linke und rechte Seite sich gegenüberliegen. Das Material des Papiers und die genaue typographische Gestalt des Gedruckten spielen in der Endphase einer Drucklegung eine überraschend große Rolle. All das ist Bestandteil von jeher im Verlagswesen gepflegter »Qualitätskontrolle«. Tatsächlich brauchen wir die Fiktion eines perfekten und vor allem nicht mehr revozierbaren Objekts unserer Tätigkeit, um überhaupt so etwas wie die vernünftige und stabile Gestalt einer Überlieferung vorgelegen zu können. Dass eine Bibliographie oder ein Handschriftenverzeichnis – also per se nicht auf Abschluss codierte Textgattungen – im Internet gut aufgehoben sind, ist unbestritten. Auf die Domäne der Edition lässt sich diese Ortsangabe indes nicht übertragen. Die Seiten des *Hyper Nietzsche* sind hierfür ein aussagekräftiges Beispiel. Keinen Benutzer wird bei dem Besuch dieses Projektes nicht irgendwann einmal das Gefühl einer großen Baustelle beschlichen haben, bei der man auch beim besten Willen nicht mehr weiß, was da überhaupt gebaut wird und ob man das zu Bauende jemals wird beziehen können. Wir beobachten, wenn's hoch kommt, die Feier eines permanenten Richtfests – ohne jede Aussicht auf schließlichen Bezug. Das Bewusstsein davon, dass es ab jetzt »gilt«, ist aber die zentrale Voraussetzung dafür, dass eine Publikation in der Rezeption Bedeutung erlangen kann – eine Bedingung von so etwas wie »Wert«.

Ein Weiteres kommt hinzu, was für den Primat der Buchpublikation in der Frage der Editionen spricht: Der Zusammenhang von Verlag, finanziellem Risiko und



Qualitätskontrolle erleichtert wissenschaftliche Fortschritte, Avancements der Methode; vielleicht ermöglicht er sie überhaupt erst.

Wenn man die editorische Entwicklung der letzten 30 Jahre Revue passieren lässt, kann man feststellen, dass die Neuanstöße in der Editionswissenschaft nahezu allesamt aus der Solidarisierung von risikofreudigen Verlagen mit nicht dem akademischen Mainstream entstammenden Editions Konzepten kamen. Dass Letztere überhaupt durchgesetzt werden konnten – ich rechne Sattlers Friedrich-Hölderlin-Ausgabe ebenso hierzu wie die Brandenburger Kleist- und die Franz-Kafka-Ausgabe von Peter Staengle und mir sowie die anderen im Stroemfeld Verlag erschienenen Editionen –, wäre ohne die Unterstützung eines auch gegenüber der akademischen Szene unabhängigen Verlags überhaupt nicht möglich gewesen – eine Unterstützung sowohl ökonomischer, intellektueller wie auch allgemein menschlicher Art. Niemals hätten wir unsere Editionen unter den isolationistischen Bedingungen von Open Access beginnen und vorantreiben können. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, wie wir anfangs vom akademischen Establishment als unkundige ›Idioten‹ (dies Wort nicht in seinem guten Wortsinn verstanden) behandelt worden sind, und auch toughere Charaktere als wir hätten ohne das Umfeld eines engagierten und kommunikationsfreudigen Verlags und des offenen Diskussionsraums, der sich um solche Unternehmen bildet, wohl rasch resigniert.

Es ist deshalb auch klar zu sehen, worauf das heute so massiv beworbene Open-Access-Projekt hinausläuft, wenn ihm nicht entschieden – auch von Wissenschaftlern – Widerstand geleistet wird. Diese, von einflussreichen Förderinstitutionen und aus dem politischen Raum gepushte, sich mit dem Lametta der Demokratisierung und dem vergoldeten Taschenrechnerorden am Band behängende Initiative fördert, ob intendiert oder nicht, die völlige Atomisierung des Wissenschaftlers, der potenziell nur noch mit Servern zu tun hat, denen er seine in gesellschaftlicher Isolation entstandenen (und gesellschaftlich isolierten) Produkte übergibt.

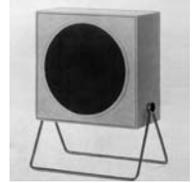
Das in seinen Verhältnissen komplexe Dreieck von wissenschaftlichem Autor, wissenschaftlichem Verlag (mit einer gewissen ökonomischen Eigenständigkeit) und wissenschaftsfördernden Gremien und Institutionen wird auf eine einfache Hierarchie reduziert, bei der die Rolle der Verlage auf ein Minimum zurückgehen wird. Die scheinbare Risikolosigkeit, mit der das für den Autor ein-

hergeht, ist erkauf mit seiner vollständigen Abhängigkeit von den existierenden Apparaten der Wissenschaftsverwaltung (sinnfälligerweise bis hin zum Abtreten der Autoren- und Verwertungsrechte). Deshalb wirkt es wie Hohn, wenn für Open Access unter Hinweis auf die Demokratisierung von Wissen geworben wird. Demokratisierung und Entmündigung schließen einander aus.

Die Risikolosigkeit ist freilich nur scheinbar. In Wahrheit geht sie das größte Risiko ein, das in wissenschaftlichen Kontexten auftreten kann: Bewandtnislosigkeit. Ein genauer Reflex dieses Zusammenhangs ist, dass Begutachtungen von Editionsprojekten sich zunehmend und neuerdings fast vollständig auf die Frage kaprizieren, in welchem ›Format‹ Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung vorgelegt werden sollen (den Ausschüssen wohlgehemmt, nicht den Lesern) – als sei ein Verlagsvertrag über ein Buch keine Garantie für langfristige Speicherung; als müsse man primär wissen, welche Versionsnummer TEI gerade erreicht habe, um edieren zu dürfen; ja als spielte das Kerngeschäft der Philologie, geduldige Archiv- und Darstellungsarbeit, Erschließung des Materials, eigentlich keine Rolle mehr. Das aber ist die genaue Wahrheit über das, was die Technokratie von den geisteswissenschaftlichen Editionen erwartet: die Neutralisierung aller Gehalte, für die einzustehen es sich lohnte, Jahre seines Lebens dranzugeben.

Dieser Versuch einer technokratischen Usurpation des Editionsprozesses ist für mich genauso inakzeptabel, wie es die formalisierenden Versuche der Textologen in den siebziger Jahren waren, alle Editionen über einen Leisten schlagen zu wollen (man dekretierte damals gerne generalisierende ›Prinzipien‹, nach denen alle sich richten sollten, statt mit Bezug auf je spezifische Überlieferungen angemessen und flexibel zu *raten*). Hier wie dort ist das nichts anderes als ein Versuch, die Herrschaft über die Tradition durch extreme Formalisierung – und das heißt durch Missachtung des Individuellen einer Überlieferung – an sich zu reißen.

Dass das von der Firma Adobe entwickelte, mittlerweile in seinem Quellcode offengelegte PDF-Format das einzige ISO-Format für Langzeitarchivierung ist, kann nicht überraschen – und es zeigt zugleich, was, wenn es wirklich darauf ankommt, von erfahrenen Technikern (nicht von in der Technikerrolle dilettierenden Geisteswissenschaftlern) besetzte Kommissionen von der Zuverlässigkeit von HTML, XML, TEI oder dergleichen Markie-



rungsmetasprachen halten. Denn das PDF-Format allein verbürgt derzeit (und bis auf Weiteres) so etwas wie Standgenauigkeit und Stabilität der einmal im Herstellungsprozess eines Dokumentes gewonnenen Zeichen. Obschon digital, ist es doch ein direkter Spross der sogenannten ›Druckvorstufe‹, und das heißt: Normalerweise gehen in die Herstellung einer PDF-Datei alle Vorzüge des Druckprozesses inklusive Qualitätskontrolle ein. Es wird unmittelbar aus dem an eine Belichtungsanstalt gelieferten Postscript-Code generiert – und genau deshalb ist es auch attraktiv für alle digitale Edition, gesetzt, es *begleitet* tatsächlich eine Buchpublikation, setzt sich nicht an deren Stelle. Indem es Indexerstellung und Volltextsuche sowie bei Grafiken Verkleinerung und Vergrößerung bietet, ist es für das Buch als Resultat editorischer Arbeit ein nützliches Superadditiv (nicht aber ein Supplement).

Auch ökonomisch und hinsichtlich seiner Bedeutung für den Arbeits- und Rezeptionsprozess selbst ist das PDF-Format das Mittel der Wahl. Eine CD oder DVD mit PDF-Daten einem gedruckten Buch beizulegen ist im Zusammenhang der Gesamtkalkulation außerordentlich preiswert; die Herstellung reduziert sich mehr oder weniger auf den Mausclick, mit dem die Postscript- in eine PDF-Datei umgewandelt wird; und die Weise, wie sich die Daten dem Benutzer zeigen, enthält die größte Annäherung an das durch Jahrhunderte von Lektüre in seiner ergonomischen Bedeutung als Wissensträger (wie es heute so schön heißt:) *validierte* Buch, die derzeit in digitaler Produktion zu erreichen ist. Schließlich: Dem Editor wird nicht von außen ein Datenbankmodell oder eine bestimmte Art von Auszeichnungssprache vorge-schrieben. Er kann sich ganz darauf konzentrieren, seine Geduld in gegenstandsadäquate Philologie zu investieren.

An sich ist es daher auch eine richtige Entscheidung, Retrodigitalisierungen von existierenden Editionen (wie auch von Zeitschriften und sonstigen Druckprodukten) im PDF-Format abzulegen. Man kann aber auch an dem Projekt, das in den letzten Jahren den meisten Staub aufgewirbelt hat (wahrscheinlich auch im Wortsinn), an Google Books, ganz gut erkennen, wie katastrophal sich der Verzicht auf eine redaktionelle Qualitätskontrolle auswirkt.

Die bibliographischen Angaben, die Google zu den Dateien ins Netz stellt, spotten jeder Beschreibung; wenn man nach mehrbändigen Gesamtausgaben Ausschau hält, wird man selten Vollständigkeit antreffen; und die Sorg-

falt, mit der gescannt worden ist, lässt, um es milde auszudrücken, sehr zu wünschen übrig: Gar nicht so selten finden sich statt Scans gedruckter Seiten die Hände der Scannenden abgebildet, und die immer wieder einmal be-gegnenden Seiten, die wegen sphärischer Krümmung des Scans nicht mehr zu lesen sind, machen auch nicht Lust, in solchen sogenannten *Digitalisaten* zu ›lesen‹. Ich kann mir, allen Gerüchten zum Trotz, nicht vorstellen, dass ein verständiger Philologe oder auch nur ein ›normaler Leser‹ die PDF-Dateien vor dem Hochladen noch einmal angeschaut hat; ebenso wenig freilich, dass diese Fehler jemals behoben werden. Lesen als nicht endender Alpha-Test: Das ist, was Google Books in der Praxis vorschlägt.

Auch die Genauigkeit der von Google erhobenen OCR-Daten einzuschätzen ist schwer, da diese Daten nicht direkt zugänglich sind. Ich tippe hier aber auch auf eine Quote von weniger als 90 Prozent. Ein Verlag hingegen, bei dem Bücher eine Fehlerquote von zehn Prozent haben würden, verschwände wie ein Hund von der Autobahn. Wenn man bedenkt, wie viel Geld in Googles Unternehmen fließt und welche traditionsreichen Institutionen an diesem Projekt partizipieren, kann man nur skeptisch sein hinsichtlich der verheißenen glorreichen digitalen Zukunft. Statt das Geld in qualitativ überzeugende und zuverlässige Arbeit zu stecken, hat man sich für die dumme und verdummende Variante entschieden. Billig, schnell und massenhaft, das sind die Maximen der Digitalisierungsapparate – und so sehen ihre Erzeugnisse denn auch zumeist aus. Wer meint, das sei bei gutem Willen leicht zu ändern, täuscht sich. Denn es ist sehr konsequent, wenn die dem ganzen Digitalisierungswahn zugrunde liegende Prämisse einer nur auf Quantität achtenden Ratio sich genau in dieser Weise realisiert. Mn muß sprn w mn knn. Wenn man das so beobachtet, weiß man erst zu schätzen, was man an einem guten Buch hat. Für die Nachkommenden des Preises und Preisens wert und schön für die säkulare Ewigkeit.

Gekürzte und überarbeitete Fassung von »Die Editionsphilologie und das gedruckte Buch. Zur Problemlage der digitalen Edition im Spannungsfeld von Philologie, Ökonomie und technokratischen Anmaßungen«, in: *Textkritische Beiträge* 12 (2008), S. 1–10

* Textkritische Editionen und Datenformate. Notizen, in: *Jahrbuch für Computerphilologie* 1 (1999), S. 101–106